

2. Pankollektive Kontaktverbände

2.1 Sprache, Kontakt und Pankollektivität

2.1.1 Sprache als pankollektiver Kontaktverbund

Wenn man der Kollektivkomponente Gemeinsamkeit treu bleibt und sie als konstitutive Grundlage jeden Kollektivs anerkennt, kann man folgende beunruhigende Beobachtung machen. Analysiert man beliebige Vollkollektive, sagen wir Tennisklubs in Deutschland, stößt man auf eine zweite Gemeinsamkeit, die, was die Häufigkeit im Kollektiv betrifft, der ersten, also dem Tennisspiel, Konkurrenz macht. Diese zweite Gemeinsamkeit ist die Verwendung der deutschen Sprache. Eine Mehrheit spielt Tennis, und eine andere Mehrheit redet Deutsch. Auf der Anlage beim Spiel und beim geselligen Zusammentreffen im Clubhaus wird, von Ausnahmen abgesehen, Deutsch gesprochen. Dass diese zweite Gemeinsamkeit einen anderen Stellenwert besitzt als die erste, wird durch einen Blick auf Nachbarkollektive schnell klar: Auch die Jäger, sowie ihre Gegner die Tierschützer, und auch die Angehörigen des Schachklubs und die Briefmarkensammler bedienen sich der deutschen Sprache, und diese Gemeinsamkeit trifft auf die Mehrheit der Kollektive zu, die unter dem Dachkollektiv (zum Begriff s.u. Kap. 3) Deutschland versammelt sind.

Dass erste und zweite Gemeinsamkeit zahlenmäßig ebenbürtig sind – nur eine geringe Minderheit spielt kein Tennis und nur wenige sprechen kein Deutsch – begründet jedoch weder ihre Gleichwertigkeit noch ihre Gleichartigkeit, denn sie bedienen unterschiedliche Kolle-

tivkomponenten. In unserem Beispiel sorgt der Tennissport für die konstitutive Komponente Gemeinsamkeit, während die Verwendung der deutschen Sprache der Komponente Kontakt bzw. Kommunikation dient. Durch die ausgeübte Funktion wird eine unterschiedliche Gewichtung der Gemeinsamkeiten festgelegt. Der Tennissport schafft für ein marginales Freizeitbedürfnis ein Kollektiv, die Sprache aber erfüllt ein universales und allgemein menschliches Bedürfnis, das Verlangen nach Kontakt. Als solches geht Sprache über alle Kontakt gewährenden Einzelkollektive hinaus, was durch den Terminus *pankollektiv* erfasst werden soll. Kontakt und Kommunikation setzen pankollektive Verständigungsmittel voraus, welche die Sprache liefert.

Doch kurz zurück zum Vergleich von Gemeinsamkeit 1 und 2, die in Ausnahmefällen identisch sind. So beispielsweise beim Vollkollektiv *Gesellschaft für deutsche Sprache*, einer akademischen Vereinigung von Sprachforschern des Deutschen. In diesem Kollektiv bildet Sprache sowohl die kollektive Gemeinsamkeit 1 – sie ist der Gegenstand, mit dem man sich beschäftigt – als auch die Gemeinsamkeit 2, da sie als pankollektives Kommunikationsmittel dient, das die Sprachforscher zum Meinungsaustausch benutzen. Man formuliert die Theorien über die deutsche Sprache mit ihrer Hilfe. Etwas anders läge der Fall bei einer Gesellschaft zur Erforschung der deutschen Dialekte. Hier verantwortet eine Sondersprache die Gemeinsamkeit 1 und die Standardsprache Hochdeutsch die Gemeinsamkeit 2. Auf Tagungen werden in der Hochsprache Thesen zum Bereich Dialekte vorgetragen. Die Sondersprachen werden uns noch im Rahmen einer anderen Fragestellung beschäftigen.

Sprache als Gemeinsamkeit 1 ist zwangsläufig auf das jeweilige Kollektiv beschränkt; Sprache als Gemeinsamkeit 2 hingegen durchzieht pankollektiv unzählige Kollektive. Pankollektiv soll betonen, dass Sprache, anders als die Gemeinsamkeit 1, nicht an den Kollektivgrenzen endet, sondern diese ignoriert. Doch es gibt auch Kommunikationsmittel, die sich als Gemeinsamkeit 2 auf ein einzelnes Kollektiv beschränken und die pankollektive Durchgängigkeit vermissen lassen. Wenn Motorradfahrer fahrend auf einander treffen, begrüßen sie sich mit einer bestimmten Handbewegung, und Neonazis, wenn sie unbeobachtet sind, strecken den Arm zum Hitlergruß. Diese zeichenhaften Gebärden wer-

den ausschließlich von Mitgliedern verwendet und sind auf standardisierte Kontaktsituationen des jeweiligen Kollektivs zugeschnitten. In solchen Fällen ist der Zeichenvorrat klein und wird nur in regelmäßig wiederkehrenden Kontexten angetroffen. Das Wenige, das er enthält, ist auf spezielle Thematiken und spezielle Belange des Kollektivs beschränkt. Eine umfassende Kommunikation, die auch die präkollektiven Gegebenheiten des Kontakts berücksichtigte, ist mit Hilfe solch begrenzt einsetzbarer Zeichen nicht möglich, denn Nicht-Eingeweihten sind sie fremd. Mit Hilfe der Motorradclub-Symbole, die dafür auch zu wenig sind, lässt sich keine normale Unterhaltung bestreiten.

Doch seit dem Turmbau zu Babel stößt auch die Pankollektivität irgendwo an Grenzen, und zwar dort, wo die Sprache nicht mehr verstanden wird und ihre gemeinsame Funktion des Kommunikationsmittels aufhört. Worin aber bestehen diese Grenzen? Nahe liegend wäre die Vermutung, dass es sich um einen Raum handelt. Dieser Raum, das ist ebenso naheliegend, deckt sich mit dem Territorium des Nationalstaats, welcher der Sprache ihren Namen gibt. Deutschland, so hieße das konkret, ist der Raum der deutschen Sprache. Diese einfache Gleichsetzung von Staatsraum gleich Sprachraum wird aber durch die ebenfalls Deutsch sprechenden Nachbarnationen Österreich und Schweiz widerlegt. Als weitere Widerlegungen kommen Sprachexklaven wie Siebenbürgen oder die Wolgadeutschen hinzu. Dazu kommen unzählige Migranten, was für andere Sprachen noch viel gewichtiger ist. Griechenland besitzt zehn Millionen Einwohner und eine über die Welt verstreute Diaspora von nochmals vier bis fünf Millionen Sprechern. Wer gründlich sein will, darf daher Sprachverwendung weder an ein spezielles Territorium und noch an ein Staatsgebilde knüpfen. Solche Konzepte sind nicht in der Lage, jene Individuen mit zu erfassen, die im hintersten Winkel der Erde Deutsch als Muttersprache mühsam am Leben erhalten. Dieser Hinweis auf die räumlich ungebundenen Außenstellen des Deutschen, behauptet nicht, dass die Gesamtzahl aller Nutzer unerfassbar wäre. So groß, wie sie ist, bleibt sie als endliche und konkrete Zahl vorstellbar, die deshalb unbekannt blieb, weil sie aufgrund des immensen Arbeitsaufwandes nie gezählt wurde. Die Grenzen des pankollektiven Gebildes, das wir suchen, umschließen al-

so eine zwar große, in seinen Ausmaßen aber nicht verschwimmende, sondern deutlich konturierte Menschenansammlung.

Lässt sie sich vielleicht als polykollektives Dachkollektiv (s. dazu Kap. 3) vorstellen? Der Vergleich mit dem Dachkollektiv, das neben den Individuen viele Kollektive in sich fasst, belegt eher das Gegenteil. Das Dachkollektiv funktioniert als Verwaltung, welche in unzählige Kollektive hineinregiert und vor allem für das friedliche Nebeneinander der teilweise rivalisierenden Subkollektive sorgt. Auf der Grundlage einer starken Hülle bremsen es viele Akteure und schwingt sich so zu einem übergeordneten Akteur auf, der für Recht und Ordnung sorgt. Der Gedanke der Hülle und des Akteurs ist aber dem Gebilde Sprachnutzergemeinschaft fremd. Sprache wird nur durch aktive Betätigung zwischen sprachfähigen Individuen am Leben gehalten, was neben der Verständigung zur Sprachbildung beiträgt.

Das Konzept, das wir suchen, ist das eines *pankollektiven Kontaktverbundes*. Er ist nicht vom Raum abhängig, da raumüberschreitende Kontakte möglich sind. Der Verbund zeichnet sich vielmehr dadurch aus, dass die Funktion Kontakt dominiert und Gemeinsamkeit 2 mit Gemeinsamkeit 1 verschmilzt, ähnlich wie es beim Beispiel der *Gesellschaft für deutsche Sprache* der Fall war. Diese Verschmelzung lässt sich daran erkennen, dass mit Hilfe des formalen Mittels Sprache einerseits inhaltliche Botschaften ausgetauscht werden. Andererseits werden bei diesem Akt die formalen Mittel aktualisiert. Mit jeder formulierten Botschaft wird das dabei verwendete Material sozusagen neu geformt, d.h. bestärkt, modifiziert und im Endeffekt dadurch verändert. Sprachnutzung bewirkt mithin Sprachwandel. Wenn zwei kommunizierende Sprechpartner, obwohl sie nicht mehr jung sind, das Modewort *cool* benutzen, verfestigen sie es außerhalb der Jugendsprache. Der Stellenwert des Wortes verschiebt sich. Seine Exklusivität der Nutzung durch die Jugend und die von ihr gewollte Provokation bröckeln, sodass es durch ein anderes Unwort ersetzt werden muss. Wenn es nur einer der Sprecher benutzte, könnte es auf den anderen abfärben, der es in seinen privaten Wortschatz aufnimmt. Es ist also die Besonderheit des pankollektiven Kontaktverbunds, dass inhaltliche Mitteilungsfunktionen und formale Sprachbildung beim Sprechakt gleichzeitig ausge-

führt werden. Indem Sprecher Kontaktinhalte mitteilen, bearbeiten sie Kontaktformen.

Der Kontaktverbund besteht aus zwei Teilen, den Sprachverwendern und dem Sprachmaterial nebst seiner Verwendungsregeln. Die Teile sind komplementär auf einander bezogen. Die Gemeinsamkeit des Kontaktverbundes stellt sich also als Bezugsdynamik zwischen diesen Teilen dar. Was die Konturen der Teile betrifft, ähneln sie sich darin, dass sie große, aber endliche Ansammlungen darstellen. Theoretisch besitzen beide Teile exakte Grenzen, die aber praktisch nicht ausgelotet werden können. Die theoretischen Kriterien reichen aber aus, um Grenzen zu konturieren, sodass der aus den Teilen resultierende Verbund einen Kollektivstatus besitzt, der über dem des Basiskollektivs liegt. Der Teil Sprachmaterial umfasst einen Vorrat an Zeichen (Wortschatz) und Verknüpfungsregeln (Grammatik), der riesig ist, aber nicht zu groß, um nicht in Wörterbüchern und Grammatiken inventarisiert zu werden. Diese Inventare sind allerdings sofort bei ihrem Erscheinen veraltet, was bedeutet, dass man den Vorrat nicht endgültig festschreiben kann. Auf den Vorrat hat eine bestimmte in ihrer Zahl endliche, aber praktisch nicht zählbare Sprechergemeinschaft Zugriff. Die Teile, die den pankollektiven Kontaktverbund ausmachen, werden auf eine besondere und komplexe Art und Weise zusammengebracht.

2.1.2 Das Sprachmaterial

Betrachten wir zuerst den Bereich Sprachmaterial. Man sollte sich den Vorrat nicht als ein Depot vorstellen, in dem Rohmaterialien lagern. Es besteht vielmehr aus allen jemals getätigten Sprachanwendungen. Das Depot gleicht somit einem Schrottplatz mit rostenden Automobilen, die man in Materialien zerlegen kann, um sie wieder zu verwenden. Die Sprachnutzer, die neue Sätze bilden, vollbringen somit eine doppelte Leistung: In einem ersten Schritt werden die gebrauchten Sätze zu wieder verwendbaren Satzbau-Materialien demontiert und in einem zweiten Schritt werden diese so gewonnenen Materialien zu neuen Sätzen kombiniert. In der Muttersprache geschieht beides mehr oder weniger unbewusst. Erst wenn ich aus beliebigen Sätzen die Personal-

pronomen *ich* und *dich* demontiert und aus ebenfalls beliebigen Sätzen die Bedeutung des Verbs *bewundern* verstanden habe, kann ich es zwischen die Pronomen schieben und den Satz bilden »Ich bewundere Dich«. Dass das ein verständlicher und korrekter Satz ist, weiß ich spontan durch Einübung, ohne die grammatischen Regeln zu kennen. Semantisch sieht derselbe Vorgang so aus: Zur Kenntnis genommene Sätze, die einen bestimmten Sinn verkündeten, habe ich in ihre Sinnatome zurück verwandelt und aus ihnen durch andere Kombinationen neue Sinnbausteine hergestellt.

Wenn der Vorrat aus in der Praxis getätigten Sätzen besteht, dann müssen diese im Normalfall von einzelnen Individuen stammen. Es handelt sich also um ichbezogene Materialkombinationen und Vorlieben einzelner Sprecher. Wenn A formulierte: Ich bewundere dich und deine Vitalität, hätte B die gleiche Aussage in die Worte gefasst: Ich finde toll, wie fit du bist. Materialvorlieben und Kombinationsgewohnheiten sind letztendlich zwar immer individuell, ihnen geht aber meistens eine kollektive Vorstufe voraus. Bei genauem Hinhören gibt sich der persönliche Stil als Modifikation der Ausdrucksweise eines Sprecherkollektivs zu erkennen. Mit seinem gehobenen Sprachduktus ist Sprecher A nicht allein, wie auch Sprecher B seinen gewöhnlicheren mit anderen teilt. Sprecher C hätte gesagt: Ich bin von deiner Aktivität angetan, während Sprecher D formuliert hätte: Ich finde deine Power super geil. A und C sowie B und D gehörten dann in dasselbe Sprecherkollektiv, denn sie teilen ähnliche Materialvorlieben und Kombinationsgewohnheiten. Es gilt also das Sprecherkollektiv zu berücksichtigen, das dem Individuum vorgeschaltet ist.

Um ein weiteres Beispiel zur Hilfe zu nehmen: Wie empirisch feststellbar, kombinieren bestimmte Sprecher gerne die Lemmata »cool, labern und Tussi« (Sprecherkollektiv 1) und greifen nur selten, obwohl sie ihnen bekannt sind, zur Kombination von Wörtern wie »exzellent, debattieren und Mannequin«, die gerade bei bestimmten anderen Sprechern Anklang finden (Sprecherkollektiv 2). Bei einer dritten Gruppe würden hingegen für dieselben semantischen Anlässe die Lemmata »positiv«, »besprechen«, »gutaussiehende Frau« bevorzugt (Sprecherkollektiv 3). Wenn nun ein Individuum den Satz bildet, »Das

blonde Mannequin hat beeindruckend diskutiert«, so lässt er sich trotz einiger Abweichungen dem Sprecherkollektiv 2 zuordnen, das eine gehobene Sprache pflegt. Durch ihre Verwendung überreicht der Sprecher eine erste Visitenkarte, die ihn als Mitglied einer gebildeten Schicht ausweist.

Obwohl die Linguistik durch ihren Begriff Sondersprachen es nahelegt, was noch zu diskutieren sein wird, steht den Sprecherkollektiven keine eigene, in sich abgeschlossene Sprache zur Verfügung. Vielmehr unterscheiden sich Sprecherkollektive durch einen umfänglichen und teilweise redundanten Vorrat an Materialvorlieben und Kombinationsgewohnheiten. Durch seine Redundanzen eröffnet sich ein Freiraum der Variation, der von den Individuen zur sprachlichen Modifikation und dadurch zum Ausdruck ihrer Individualität genutzt wird. Damit schließt sich der Kreis, und wir stehen wieder am Ausgangspunkt, dass Sprache in individuell getätigten Sätzen gespeichert wird. Das ist auch beim Spracherwerb zu bedenken, der über Sprachkontakte mit Individuen und ihren individuellen sprachlichen Vorlieben stattfindet. Sie geben sich als individuelle Modifikationen kollektiver Kombinationsgewohnheiten zu erkennen. Der junge Mensch lernt die Sprache also von Sprechern, die zu Sprecherkollektiven gehören und die deren Materialvorlieben und Kombinationsgewohnheiten in individueller Modifikation wiedergeben. Da er von mehreren Sprechern des gleichen Kollektivs lernt, bleibt eher das Gemeinsame hängen, also die kollektiven Gewohnheiten. Da der Spracherwerber mit verschiedenen Sprecherkollektiven konfrontiert wird, die sich gegenseitig relativieren, ergibt sich auch hier eine Art Freiheit der Wahl. Es eröffnet sich ihm auch sprachlich eine Art Multikollektivität.

Werfen wir einen Blick auf das Beispiel einer Sprachsozialisation. Susanne wächst in der niederbayrischen Stadt Landshut als Kind einer schwäbischen, streng katholischen Mutter und eines aus dem Rheinland stammenden Vaters auf, einem promovierten Diplomingenieur. Susanne besucht ein Gymnasium mit musikischem Schwerpunkt, und die Familie hat sich in einem Stadtviertel niedergelassen, das von einfachen bayerischen Nachbarn mit vielen Kindern bewohnt wird. Susannes beste Freundin, Tochter eines Sozialarbeiters, wohnt gleich gegen-

über. Die Logik des Beispiels liegt auf der Hand: Susanne wird nicht mit einer homogenen Sprache konfrontiert, sondern mit unterschiedlichen individuellen Kombinationsgewohnheiten. Ganz individuell sind sie aber nicht, sondern lassen sich, was Susanne nicht realisiert, als Modifikationen bestimmten Sprecherkollektiven zuordnen.

Auf der Ebene der Dialekte bekommt Susanne – ebenfalls individuell modifiziert – schwäbisch, rheinisch und bayerisch vorgesprochen. Schon diese Vielfalt, die nach einer Auswahl verlangt, führt die Idee ad absurdum, Sprachenlernen als einfache Nachahmung zu verstehen. Trotz der genauen Kenntnis der Angebotsseite lässt sich keine Vorhersage machen, welche Auswahl Susanne treffen wird. Ohne die Richtschnur fester Kausalität sind drei Ergebnisse wahrscheinlich: Da drei Dialekte rivalisieren, wird sich Susanne allen verweigern und Hochdeutsch bevorzugen. Wahrscheinlichkeit 2: Sie spricht erkennbar bayerisch, weil in Bayern die Beschallung durch die bayerische Mundart überwiegt. Mit der Quantität nehmen auch die Gewohnheiten und insbesondere die Redundanzen zu, was die individuelle Modifikation erleichtert. Oder als dritte Wahrscheinlichkeit könnte sich Susanne dem Rheinischen zuneigen, weil eine enge Beziehung zum Vater besteht.

Weitere Wahrscheinlichkeiten ergeben sich bezüglich der Verwendung des Hochdeutschen, die durch Bildungsunterschiede festgelegt werden. Die Mutter hat kein Abitur, was in der Nachbarschaft die Regel ist, und Mutter sowie Nachbarschaft samt Freundin spielen den bildungsfernen Gegenpart zum akademischen Vater, der dafür sorgte, dass Susanne trotz gegenteiliger Empfehlungen der Übertritt ins Gymnasium gewährt wurde. Hier ergeben sich die Möglichkeiten, dass sie entweder zu den geringeren hochdeutschen Kombinationsgewohnheiten der Mutter oder den zahlreicheren des Vaters tendiert. Die großen unbewusst ablaufenden Entscheidungen fallen also zwischen den Sprecherkollektiven, und aus ihnen ergeben sich nachgeordnet die individuellen Modifizierungen.

2.1.3 Die Sprachnutzer

Die Linguistik nähert sich dem Problem der Sprecherkollektive über die Begriffe Sprachvarietäten und *codes*. Gemäß der Teile des Kontaktverbundes nehmen die Sprachwissenschaftler vom Sprachmaterial ihren Ausgang und nicht vom Sprachnutzer. Zu den Varietäten gehören Dialekte, Soziolekte, Fachsprachen und eine ansehnliche Reihe von Sonderidiomen, die bei der Jugendsprache beginnen und beim Gaunerrotwelsch enden. Varietäten sind keine vollständigen oder autarken Sprachen, die am eigenen Material genug hätten. Vielmehr sind sie auf Anleihen bei der, wie sie entsprechend heißt, Vollsprache angewiesen. Die Varietäten verfügen nämlich weder über eine eigene Grammatik noch über einen eigenen Grundwortschatz. Diese Defizite lassen sich aus ihrer reduzierten Funktion begründen. Die Fachsprache der Jäger taugt nur zur Kommunikation waidmännischer Belange, ganz so wie medizinische Termini nur dem Austausch über Krankheiten dienen. Ebenso thematisch und deshalb auch semantisch eingeschränkt ist das Juristendeutsch, das ausschließlich Rechtsfragen kommuniziert. Egal wie groß der spezielle Wortschatz, Fachsprachen taugen weder zum *small talk* noch zur gehobenen Konversation. Varietäten halten nur solche Kommunikationsmittel bereit, die thematisch eng auf das Geltungskollektiv zugeschnitten sind. Einen vollwertigen Kontakt, bei dem die Multikollektivität der Individuen virulent würde, stellen sie nicht her.

Auch Regionaldialekte und Soziolekte zeigen semantische Einschränkungen, die aber in anderen Bereichen liegen. Diese Varietäten bedienen ein breiteres Spektrum an Alltagsthemen, dafür sind sie aber, wie wir es nennen wollen, perspektivisch festgelegt. Diese Festlegungen favorisieren bestimmte Weltansichten. Unterhalte ich mich in regionaler Mundart, kann ich beliebige Themen ansprechen, tue es aber mit bestimmten Einstellungen, die in der Region oder der sozialen Schicht wurzeln. Diese Einstellungen sind machohaftes Auftrumpfen, nörglerisches Granteln oder die fatalistische Hinnahme. Eine thematische wie perspektivische Grenze wird erst durch künstlerische, intellektuelle und wissenschaftliche Lebenswelten gezogen, für die sich keine Gewohnheiten ausgebildet haben. Ein Sonderfall ist die Varietät

Jugendsprache, die sowohl auf eine enge Themenauswahl als auch auf eine besondere Perspektive ausgerichtet ist. Es ist die der *coolness*, die hinter der zur Schau gestellten Lässigkeit verbirgt, dass man seine Rolle in der Gesellschaft noch nicht gefunden hat.

Da die linguistischen Termini Vollsprachen und Sondersprachen lauten, steht der Verdacht im Raum, dass beide als feste Entitäten existieren. Wie Fertigprodukte, so hat es bei unbedachten Formulierungen der Linguistik den Anschein, liegen sie abrufbar bereit. Zu dieser Annahme von Gegenständlichkeit passt die häufig praktizierte Zuordnung der Elemente, die entweder zur Sondersprache gehören und oder aus dem Arsenal der Vollsprache stammen. Noch eine weitere Terminologie verrät die Prämisse fester Entitäten, die der »muttersprachlichen Mehrsprachigkeit« oder »der inneren Mehrsprachigkeit des Deutschen« (Helmut Henne).¹ So wie der fremdsprachlich Mehrsprachige Französisch und Englisch beherrscht – zwei Vollsprachen – verfügen manche Deutsche über die Fähigkeit, sich mal in der Regionalsprache Bayerisch und mal im Hochdeutschen auszudrücken. Wenn man diesen Vorgang *code switching* nennt, lugt die Annahme sprachlicher Entitäten hervor, zwischen denen man wechseln kann.

In unterschiedlichem Maße verschließt sich die Linguistik der Einsicht, dass die Varietäten nicht trennscharf neben einander stehen, sondern ineinander verschwimmen. Darauf weist schon folgende einfache Beobachtung hin. Wenn man den Katalog der in der linguistischen Literatur aufgezählten Sondersprachen betrachtet, fällt eine gewisse Beliebigkeit auf. Er verzeichnet Regionalsprachen und Dialekte; Jargon, Slang, Berufs- und Fachsprachen, Jugendsprache, Gaunerrotwelsch, Sozio- und Ethnolekte. Diese nur scheinbar systematische Liste ließe sich weiter fortspinnen: Bergmannssprache, Golferidiom, Fußballer- und Therapeutenlingo etc. Wenn das alles eigene Sprachen sind und sozusagen für jedes beliebige Kollektiv eine solche bereit stünde, wird das Konzept fragwürdig und endet bei einer

1 Vgl. Dietrich, C., »Auf der Innenseite der Sprache. Mehrsprachigkeit in der Perspektive der pädagogischen Phänomenologie«, in: Mattig, R./Mathias, M./Zehbe, K. (Hg.), *Bildung in fremden Sprachen*, Bielefeld 2018, S. 94ff.

aus dem Ruder laufenden Sprachverwirrung. Spätestens jetzt wird die Kollektivität der Sprache als zu abgezirkelt missverstanden.

Bei der Erfassung des Problems der Kollektivität von Sprache geht die Kollektivwissenschaft nicht vom Teil Sprachmaterial aus, sondern vom Teil Sprachnutzer. Das macht insofern Sinn, als die Initiative von den eigentlichen Sprachakteuren ausgeht. Die Kollektivität liegt dann nicht in den Sprachen und ihren Regeln, sondern im Sprachnutzer und seinen Gewohnheiten und seiner Multikollektivität. Sprachen können dann von nicht-sprachlichen Gegebenheiten abhängen. Das Sprecherkollektiv Jugend samt seiner sprachlichen Provokationen hängt sozusagen meta-sprachlich von post-pubertären Gegebenheiten ab. So wie Fachsprachen metasprachlich zu bestimmten Berufen gehören und Bildungssprache mit kanonisiertem Wissen korreliert. Beim Konzept der Sprachvarietäten steht diese Verbindung von gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Sprache nicht so deutlich im Vordergrund.

Nach den bisherigen Überlegungen ist Heterogenität ein herausragendes Kennzeichen von Sprache. Sie besteht aus Millionen von Sätzen, die sich voneinander unterscheiden, sowohl aufgrund der individuellen Modifikationen als auch aufgrund kollektiver Gewohnheiten. Diese Heterogenität, die es ermöglicht, einen Sachverhalt auf vielerlei Arten sprachlich zu fassen, sorgt zwar einerseits für Präzision des Ausdrucks, erschwert andererseits aber die Verständigung. Ein Grund für diese Erschwernis liegt schon darin, dass kein Sprachnutzer alle sprachlichen Zeichen seines Kontaktverbundes kennt und mit den Gewohnheiten aller Sprecherkollektive vertraut ist. Verständigung setzt ja auf beiden Seiten, beim Sender wie beim Empfänger, die Vertrautheit der benutzten Zeichen voraus. Diese Homogenität ist aber nur partiell gegeben, sodass sich ernsthaft die Frage stellt, ob wir uns überhaupt verstehen oder, wenn ja, wie weit das Verstehen reicht und wie es zustande kommt. Dieses schwer wiegende Problem, mit dem wir oft genug im Alltag zu kämpfen haben, wollen wir mit Hilfe eines ausführlicheren Beispiels ausloten.

2.1.4 Sprachverwirrung beim Notar

Vor einem Kölner Notar mittleren Alters verkauft ein friesischer Landwirt, der sich zur Ruhe setzen will, seinen geliebten Hof an einen blutjungen Berliner Makler, der dort, was er nicht zugibt, einen *swinger club* eröffnen will. Bei Immobilienverkäufen ist die notarielle Form vorgeschrieben, d.h. die Parteien müssen vor und von einem Notar, der die Funktion des unparteiischen Experten ausübt, die Verbriefung vornehmen lassen. Obwohl es oft genug nötig wäre, ist er als Dolmetscher aber nicht vorgesehen, denn man geht von der Prämisse aus, dass, da die Parteien deutsche Muttersprachler sind, die Verständigung gesichert ist. Doch die erste Barrikade errichten die Dialekte. Aufgrund fehlender Bildung verharren Landwirt und Makler auf dieser Sprachstufe. Der eine spricht friesisch und der andere, der die Realschule abbrach, überspielt seine Unsicherheit mit einer Mischung aus Berliner Schnauze und jugendlichem Idiom. An dieser Sprachverwirrung hat auch die Generationszugehörigkeit ihren Anteil. Für den Verkäufer, der Füllsel wie »Gott behüte« benutzt, ist die Liegenschaft »ein Stück Heimat«, für den Käufer indes »eine coole location«, und keiner der beiden kann nachvollziehen, was der andere meint. Der Notar, der die nötige Bildung besäße, um sich gewählt auszudrücken, schwelgt jedoch in der fröhlichen Mundart seiner Heimatstadt Köln. Als überzeugter Sohn dieser Stadt bleibt er dem Rheinischen auch beruflich verpflichtet, soweit es die juristischen Fachtermini erlauben. Als er den *small talk* mit der Wetterbeobachtung »is dat hütt widder uselig« eröffnet (hochdeutsch »ungemütlich«), weiß weder der Friesen noch der Berliner, dass vom Wetter die Rede ist. Klappt schon der *small talk* nicht, tendiert das Verstehen bei der Verlesung des Vertrags gegen Null. Da er zwanzig Seiten geharnischte juristische Fachprosa vor sich hat, welche die Zuhörer sowieso überfordert, liest der Notar mit Höchstgeschwindigkeit. Hin und wieder unterbricht er für eine Erläuterung, die meist so überkompensierend hemdsärmelig ausfällt, dass kein Erkenntnisgewinn zu verzeichnen ist (»Mit de Auffassungsvormerkung wird verhindert, dat de Verkäufer se nit übers Ohr haut.«). Obwohl die Parteien so gut wie nichts verstanden haben, wird der Vertrag rechtsgültig unterschrieben,

und trotz der Verständnisdefizite meinte jeder, bekommen zu haben, was er wollte.

Wenn überhaupt, über welche Operationen haben sich die Akteure verständigt? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die im Beispiel aufscheinenden Virulenz-Bedingungen der Verständigung betrachten. Sehen wir uns einige davon an. Die drei Anwesenden gehörten verschiedenen regionalen Sprecherkollektiven an und benutzten den Dialekt ihrer Heimat. Dazu parallel wirkte sich ein Generationenunterschied aus. Das Berliner Idiom des Maklers war mit Ausdrücken der Jugendsprache versetzt, wohingegen der Dialekt des Landwirts ältere Sprachgewohnheiten bewahrt hatte. An dritter Stelle kommt bei den Akteuren das unterschiedliche Bildungsniveau hinzu, das sich genau wie der Generationsunterschied sprachkollektiv auswirkte. Bei dieser Einteilung in Sprecherkollektive anhand der Gemeinsamkeiten Region, Generation und Bildung kann gefragt werden, ob Korrelationen zu erkennen sind. Eine sofort einleuchtende wäre dabei die von fehlender Bildung und starkem Dialekt. Allerdings wird sie im vorliegenden Fall durch den Notar unterlaufen, der trotz hoher Allgemeinbildung am Dialekt festhält. Diese ausgefallene Kombination von bewusst eingesetzter Kölner Mundart selbst bei juristischer Fachsprache bestimmt nicht nur den Idiolekt des Notars, sondern darüber hinaus seine persönliche Identität.

Welche Virulenz-Bedingungen des Verstehens wirkten sich beim Vorgespräch aus, das mit denselben Akteuren dem Verbriefungstermin voraus ging. Es wurden die Eckdaten des Verkaufs festgelegt und insbesondere der Kaufpreis diskutiert. Der Landwirt argumentierte mit der Bodenqualität und sprach von Humus, Stickstoff und Torffanteilen, was der Makler sprachlich aufschlüsseln konnte, ihn argumentativ aber nicht beeindruckte. Er als Käufer wies auf die angeblich schlechte Lage hin, die er als »am Arsch der Welt« oder »mitten in der Pampa« bezeichnete, was der Verkäufer sprachlich so gerade erraten, ohne diese ihm unbekannten Redewendungen als Begründung für einen Preisnachlass nachvollziehen zu können. Sprachlich verstand man sich leidlich, rational feilschte man aber aneinander vorbei. Die Zugehörigkeit zu verschiedenen Sprecherkollektiven wirkte sich zwar in Nuancen verstan-

digungshemmend aus, war aber nicht gravierend genug, um das, was der Kontext einforderte, zu verhindern. Die Gegenstandsbestimmtheit der Verhandlungssituation, dass man zusammen saß, weil ein Stück Land ver- bzw. gekauft werden sollte, überwand die sprachlichen Hürden. Dieses Sachinteresse bestimmte die Kommunikation mehr als die Virulenz-Bedingungen der Verständigung, denn schließlich wog der Einigungsdruck schwerer als die Verständigungshindernisse. Dass, nachdem der Frieser 800.000 € forderte und der Berliner 600.000 € bot, sich der Preis bei 700.000 € einpendelte, war guter Brauch. Zu diesem Kuhhandel genügte ein Grundwortschatz, den man anders aussprach und mit anderen Nuancen versah.

Im Gegensatz zu der interessengeleiteten Vorverhandlung zog der Notarstermin seine Kommunikationsbedingungen aus der Funktion eines Abschlussrituals, dem der Notar als Zeremonienmeister vorstand. Dass dieser ein militant folkloristischer Kölner war, lockerte das Ritualisierte, ohne ihm jedoch seine Beeindruckungseffekte und seine Symbolik zu nehmen. Die Auflockerung begann mit der Bemerkung zum Wetter, die zwar inhaltlich nicht verstanden wurde, bei der Gestik und Mimik aber klar machten, dass es sich um eine belanglose Freundlichkeit handelte. Auch die Verlesung des Vertragstextes war durch den Dialekt des Notars aufgelockert, schmälerte aber nicht die Ehrfurcht, mit der die Parteien zuhörten. Das Beeindruckendste war die Unverständlichkeit. Dieser bei akademischen Texten nicht selten anzutreffende Effekt wiegte die Parteien in Sicherheit. Wir erkennen also, wie sehr Kommunikation durch die außersprachliche Situation gestaltet wird. Wir erkennen außerdem, dass auch inhaltlich unverständliche Mitteilungen dem Adressaten Botschaften vermitteln.

2.1.5 Sprecherkollektive und sprachliches Verstehen

Auf sprachlicher Ebene verlangt Verstehen, dass die kommunizierenden Parteien mit den Zeichen, die sie verwenden, dieselben Bedeutungen verbinden. Das ist die Grundvoraussetzung, die im pankollektiven Kontaktverbund durch Sprachsozialisation bis zu einem bestimmten Grade sichergestellt sein sollte. Die Bedeutung der Zeichen ist somit

für alle Sprecher, die zum Verbund gehören, gleich, nur dass nicht jeder der Kommunizierenden mit den gleichen Zeichen vertraut ist. Die Bekanntheit einzelner Zeichen so wie der Umfang der Zeichenmenge schwankt von Sprecher zu Sprecher und weist zwischen ihnen große Unterschiede auf. Der eine Sprecher hat das Wort »aufschaukeln« noch nie gehört und muss seine Bedeutung aus dem Kontext erschließen; dem anderen ist der Ausdruck »Tausendsassa« fremd. Diese Ungleichverteilung der Zeichenkenntnisse kann auf individueller oder kollektiver Ebene stattfinden. Ein Beispiel aus dem Bereich Dialekt wäre folgendes: Wenn ein Rheinländer auf einen Bayern trifft, treten erst einmal zwei unterschiedliche Zeichenmengen gegen einander an. Der Kölner sagt Brötchen und Käseschnittchen, der Münchner Semmel und Kasbrot. Mit etwas Piffigkeit erschließen sich aber dem Dialektfremden die ihm unbekannten Wörter. Der Rheinländer kennt die Wortzeichen Brot und Käse, sodass er die Bedeutung von Kasbrot einfach erraten kann. Da hat es der Bayer ein wenig schwerer. Da er Käse versteht, kann er ahnen, dass Schnittchen eine Schnitte Brot meint. Dieses Verstehen durch Kombination ist bei Brötchen (das kleine Brot) eher möglich als bei Semmel. Also versteht man sich auch über Zeichendifferenzen hinweg, allerdings nicht automatisch, sondern mit Anstrengung.

Bei unserer Besichtigung von Virulenz-Bedingungen müsste auch der Unterschied zwischen *aktivem und passivem Wortschatz* bedacht werden. Für die aktive Anwendung halten die Sprecher einen kleineren Zeichenvorrat bereit und für das passive Verstehen einen größeren. Die Größe der Zeichenmenge, die aktiv genutzt wird, entscheidet über die Höhe des Artikulationsniveaus des jeweiligen Sprechers, während der passive Vorrat als Bedingung für die Qualität der Zeichenaufnahme fungiert. Schematisieren wir es: Die Botschaft A, die Sprecher X an Sprecher Y sendet, ist aus Xsens aktivem Wortschatz geschöpft. Sie kann von Y entschlüsselt werden, wenn dessen passiver Wortschatz weitgehend mit dem aktiven Wortschatz von X deckungsgleich ist. Wenn Y auf die Botschaft A mit der Botschaft B antwortet, verläuft das Spiel umgekehrt. Von solchen Feinheiten abgesehen, gilt aber grundsätzlich, dass die Verfügung über einen großen Zeichenvorrat, der größere Chancen auf Entschlüsselung einräumt, sowohl eine nuancier-

te Wirklichkeitserfassung wie eine tiefere Verständigung ermöglicht. Als Angehöriger einer gebildeten Schicht standen dem Notar mehr Zeichen zur Verfügung als den ungebildeten Parteien Landwirt und Makler, die mit einer geringeren Zeichenanzahl antraten, was zwangsläufig die zur Kommunikation nötige Übereinstimmung reduzierte. Aufgrund seiner Berufserfahrung, das kommt noch hinzu, war der Notar mit unterschiedlichsten Sprecherkollektiven vertraut, sodass er seine Kundschaft besser verstand als diese ihn.

Aus diesen Überlegungen lassen sich für den individuellen Kommunikationsteilnehmer folgende Maximen ableiten: 1. Wer über den größeren aktiven Wortschatz verfügt, kann sich genauer und nuancenreicher artikulieren. 2. Wer über den größeren passiven Wortschatz verfügt, versteht mehr und besser. Für Sender und Empfänger kommt eine dritte Maxime hinzu: 3. Die Verständigung wird vereinfacht, wenn beide Kommunikanten demselben Sprecherkollektiv angehören. Von den individuellen Modifikationen abgesehen, ist in diesen Fällen echte kollektive Übereinstimmung gegeben und man kann aus dem Vollen schöpfen. Wenn ein Physiker auf einen Soziologen trifft, kann sich ein zufriedenstellendes Gespräch ergeben. Noch genauer und detailreicher fällt es aber zwischen zwei Soziologen aus.

Auf sprachlicher Seite besteht eine weitere Virulenz-Bedingung des Verstehens darin, dass die Sprache einen Überfluss an Synonymen und Redundanzen bereithält. Die Zeichenmenge der Gesamtsprache ist deshalb so riesig, weil sich unzählige Zeichen in der Bedeutung mehr oder weniger ähneln. Wörter mit gleicher Grundbedeutung, die sich aber hinsichtlich ihrer Konnotationen unterscheiden, heißen Synonyme. Beispiel: Für unseren fahrbaren Untersatz existieren im Deutschen folgende Bezeichnungen: Auto, Kiste, Karre, Vehikel, PKW, KFZ, Töff-töff, Schlitten, Limousine und Rostlaube. Alle benennen einen Personenkraftwagen, wobei dieses Denotat durch verschiedene Konnotationen eingefärbt wird. Aufgrund des resultierenden Nuancenreichtums taugt die Sprache zur relativ souveränen Deutung der Wirklichkeit. Von den Akteuren, von Einzelindividuum genauso wie von Kollektiven, können die gewünschten Deutungen in Worte gefasst und mitgeteilt werden. Doch je feiner die Deutung und je genauer die

Mitteilung, desto schwieriger ist die Entschlüsselung der Botschaft. Am untersten Ende der Skala bleibt das Rudimentärverstehen, das nur Denotate benutzt und Konnotationen ausblendet. Die Zeichenbedeutung wird durch Eliminierung der Konnotationen halbiert, was eine, wenn auch reduzierte Verständigung rettet.

Rudimentärverstehen, daran sei erinnert, funktioniert auch mit Hilfe nicht-sprachlicher Gegebenheiten. Zu ihnen gehören der Gesamtkontext, vorausliegende Handlungen und die spezielle, gegenwärtige Kommunikationssituation. Dass man sich in der Kanzlei eines Notars traf, errichtete einen Verstehensrahmen, in dem ein bestimmtes Fachvokabular üblich ist. Dazu gehörte etwa die Bezeichnung »Vertragsgegenstand«. Da situativ ein Vertragsabschluss über einen Verkauf angesetzt war, konnte der dem juristischen Laien unklare Begriffsteil »-gegenstand« nur die Ländereien meinen, die der Kaufvertrag zum Inhalt hatte. Der juristische Terminus wurde von den Parteien nur verstanden, weil für seinen ersten Teil ein Wirklichkeitsbezug hergestellt werden konnte.

Nach diesen nicht immer systematischen Betrachtungen von Beispielen unterschiedlicher Kommunikationsvorgänge ist es an der Zeit, ein Modell sprachlichen Verstehens zu entwerfen, das eine kollektivwissenschaftliche Handschrift trägt. Der reziproke Vorgang sprachlichen Verstehens findet stets im Rahmen einer Kommunikationssituation statt, deren Herkunft außersprachlich ist und sich dadurch auszeichnet, dass intendierte Zeichen mit nicht intendierten vermischt werden. Die Kommunikationssituation (Treffen in der Kanzlei des Notars) bildet das gegenständliche Fundament des sprachlichen Verstehens, bzw. die Versuche dazu (Vertragstext), wobei sich die gegensätzlichen Prämissen der Kommunikationsformen ergänzen. Prämisse 1: Kommunikationssituationen kennen in der Regel nicht die Extreme, dass entweder alles oder nichts verstanden wird. Genau das beinhaltet Prämisse 2: Bei sprachlichem Verstehen können die ausgetauschten Botschaften sowohl perfekt verstanden als auch total missverstanden werden (Vertragstext). Der Unterschied dieser Prämissen liegt an den verwendeten Zeichenarten: Während Kommunikation auch über

analoge Zeichen erfolgt, beschränkt sich Sprache ausschließlich auf digitale.

Bei solchen ist die Bedeutung willkürlich, sodass sie verabredet werden muss. Solche Verabredungen können zwangsläufig nur innerhalb von Kollektiven stattfinden und zwar solchen, die, obwohl es Basis Kollektive sind, über die Kollektivkomponente Kontakt verfügen. Das ist kein Widerspruch, da es sich um Kollektive handelt, deren eigentliche Gemeinsamkeit mit Kontakt bzw. seinem sprachlichen Medium zu tun hat. Zurück zu den digitalen Verabredungen. Sie finden zum einen in unzähligen Sprecherkollektiven statt, die eine beschränkte und spezialisierte Menge solche Verabredungen verwalten, und zum anderen ist da der pankollektive Kontaktverbund, der alle kollektiven Verabredungen zusammenführt. Er kommt einer riesigen Vorratskammer an digitalen Zeichen gleich, aus der sich alle Sprachnutzer, wenn auch unterschiedlich bedienen. Im Gegensatz dazu ist die Kommunikationssituation direkter auf die Wirklichkeit ausgerichtet und anthropologisch bzw. lebensweltlich orientiert, in deren Umfeld objektive Merkmale symbolisch aufgeladen, und diese Aufladungen aufgrund von Analogien erschlossen werden. Wenn die digitale Bedeutungsfindung versagt, kann, wie an Beispielen gezeigt, auf die analogen Angebote der Kommunikationssituation zurückgegriffen werden.

Die symbiotische Einbindung des sprachlichen Verstehens in eine durch den Kontext bestimmte Kommunikationssituation ist eine erste Virulenz-Bedingung. Eine weitere besteht modellhaft darin, dass das Senden und Empfangen von Botschaften auf Zeichenübereinstimmung beruht. Schon für einen einfachen *small talk* müssen die Gesprächspartner über eine relativ große Menge solcher übereinstimmender Zeichen verfügen. Da sich ihre Art und Anzahl, die der einzelne Sprachnutzer gespeichert hat, grundsätzlich unterscheidet, zählt für die Verständigung nur die sich überlappende Schnitt-Menge. Was jenseits dieser Überlappung an den deckungsungleichen Rändern übrigbleibt, ist für den Verstehensakt nicht von Belang. Wenn man den Unterschied zwischen aktivem und passivem Wortschatz mit bedenkt, wird das Modell etwas komplizierter, ändert aber nichts am Grundsatz, dass Verständigung Überlappungen in bestimmten Größenordnungen voraussetzt.

Damit rücken die Sprecherkollektive und die sie bildenden und aus ihnen für das Verstehen erwachsenden Überlappungen in den Fokus. Sprecherkollektive setzen sich aus Einzelsprechern zusammen, deren Zeichenmengen zum großen Teil deckungsgleich sind. Für die Bildung des Sprecherkollektivs bleiben die Ränder des Nicht-Deckungsgleichen außen vor, halten aber die Idee wach, dass sich Sprecherkollektive aus Einzelsprechern zusammensetzen, deren Individualität und Personenhaftigkeit sich präkollektiv an den Rändern äußern. Da präkollektiv, sind diese Ränder für die Gemeinsamkeit des Verstehens verzichtbar, wenn nicht sogar hinderlich. Aus dieser Überlegung folgt, dass die entscheidende Virulenz-Bedingung des Verstehens darin besteht, welchen Sprecherkollektiven die kommunizierenden Individuen angehören. Treffen zwei Kommunikanten des gleichen Sprecherkollektivs auf einander (Jugendsprache), speist sich der zur Anwendung kommende Wortschatz aus dem kollektiv vorhandenen großen deckungsgleichen Zeichenbestand, sodass Verstehen gewährleistet ist. Treffen sich aber Angehörige stark unterschiedlicher Sprecherkollektive, ist die deckungsgleiche Überlappung gering, was den Austausch von decodierbaren Botschaften auf beiden Seiten erschwert. In diesen Fällen können die Ränder der Kollektivübereinstimmung zu Verstehensbrücken werden. Das Wort *cool* etwa gehört nicht zum aktiven Zeichenbestand des Sprecherkollektivs Akademiker, aber dieser eine Sprecher hat es aufgeschnappt und im passiven Rand-Wortschatz gespeichert.

Wenn das nicht funktioniert, fällt man dann auf den Grundwortschatz zurück? Das Konzept eines Grundwortschatzes ergibt sich in der Linguistik aus der Annahme einer Vollsprache, die neben den Sondersprachen bereitsteht, wenn diese nicht mithalten können. Man setzt also eine doppelte Sprachsozialisation voraus, erst einmal in der Voll- und darüber hinaus in verschiedenen Sondersprachen. Das leuchtet bei Fachsprachen noch ein, funktioniert aber beim Dialekt nicht mehr. In dem hier entworfenen Verstehensmodell der deckungsgleichen Zeichenmengen ist ein anderes Konzept eines Grundwortschatzes denkbar, nämlich der kleinste gemeinsame Nenner, über den alle Sprecherkollektive und damit alle Einzelsprecher mit einander verfügen. Er lässt

sich als Minimalbestand denken, der für ein rudimentäres Verstehen reicht. Zuzuordnen ist er dem Kontaktverbund, wo er als Kitt die Sprecherkollektive in einer Sprachverwendungsgemeinschaft zusammenhält. Wenn dieser Minimalbestand zum Verstehen nicht reicht – was in vielen Wirklichkeitskontexten der Fall ist – bleibt als letzte Rettung der Rückgriff auf die Kommunikationssituation mit ihren analogen Zeichen.

Damit ist das Geheimnis des pankollektiven Kontaktverbundes gelüftet. In unterschiedliche Überlappungsgrade gestaffelt, greifen in ihm Homogenität und Heterogenität ineinander und führen zu einer strukturellen Verzahnung. Sie verbindet die Heterogenität der Idiolekte, also der persönlichen Sprachnutzungseigenheiten, mit der Heterogenität der Sprecherkollektive und koppelt beide durch die Minimalhomogenität des Grundwortschatzes bzw. des gemeinsamen Nenners aneinander. Zu den genannten Heterogenitäten gehören die deckungsungleichen Ränder, welche zum einen für die Identität der einzelnen Sprachnutzer und zum anderen für die Besonderheit der Sprecherkollektive sorgen. So kommen alle Faktoren zu ihrem Recht: die Individualität des Einzelnen, die Besonderheit der Sprecherkollektive und der Zusammenhalt des Sprachganzen. Gleichzeitig wird durch die Interaktion der genannten Faktoren der Sprachwandel am Leben gehalten. Die Heterogenität liefert ihm Energie zur Veränderung, welche die Homogenität mäßigt. Vom Kollektivstatus her zeichnet sich der Kontaktverbund zwar durch eine Grundgemeinsamkeit aus, die aber durch viele gestaffelte Differenzen (Subkollektive bildende Gemeinsamkeiten) strukturiert wird und eine Kontaktdynamik zwischen Individuen und Kollektiven auslöst. Individualität kann verwirklicht werden, ohne die kollektiven Bindungen zu verlieren, und Kollektivität existiert ohne die Individuen zu unterdrücken.

2.2 Verdopplung der Pankollektivität

Betrachten wir ein Beispiel, bei dem die Pankollektivität durchbrochen wird und auf eine höhere Ebene verlagert werden muss. Das Kollektiv

Tennisclub erhält Besuch von einer Delegation aus Saudi-Arabien, welche den Tennissport in ihrem Land breiter aufstellen und sich in Deutschland – einer Nation mit großer Tennisplatzdichte – informieren möchte. In der hier verwendeten Begrifflichkeit treffen somit zwei unterschiedliche pankollektiven Kontaktverbände aufeinander, die nicht ohne Hilfe von außen mit einander kommunizieren können. Die Araber sprechen eine andere Sprache, was, da es keine Überlappungen gibt, als hermetische Kontaktbarriere wirkt. Wohlweislich hat die fremdländische Delegation deshalb einen Dolmetscher mitgebracht, einen Landsmann, der, wie die Redewendung heißt, »fließend« Deutsch spricht. Der Dolmetscher gehört also zwei Kontaktverbänden an, allerdings mit unterschiedlicher Einbindung. In der Muttersprache, dem Arabischen verfügt er über eine weitaus größere Zeichenmenge als für die Fremdsprache. Seine Vermittlertätigkeit führt daher zu einer kommunikativen Unwucht. Wenn er die Diskussionsbeiträge der Deutschen in seine Muttersprache übersetzt, redet er länger und fehlerfrei; übersetzt er aber arabische Aussagen ins Deutsche, fällt die Rede kurz und holprig aus. Das liegt an den unterschiedlichen Zeichenmengen, die in der jeweiligen Sprache zur Verfügung stehen.

Statt zu dolmetschen, könnte man Englisch sprechen. Da Deutsche wie Araber *non-native speakers* sind, würde dabei das Englische nicht als National-, sondern als Weltsprache oder *lingua franca* benutzt. Obwohl scheinbar identisch, bilden National- und Weltsprache eigene pankollektive Kontaktverbände. Die Weltsprache ist, wie der Name sagt, weiter verbreitet, umfasst aber einen kleineren Zeichenvorrat als die Nationalsprache und klammert Sprachvarianten wie Dialekte und Fachsprachen ganz aus. Der Versuch, englisch zu kommunizieren, stiftet andere Kontaktbedingungen. Jetzt besteht immerhin ein Gleichgewicht zwischen den Parteien, das aber darin besteht, dass beide Seiten nur einen reduzierten Wortschatz parat halten. Auch in diesem Fall reduziert sich die Verständigung auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, was die Kommunikation nicht niveauvoller macht.

2.3 Umgangsformen, Trends und Moden als pankollektive Phänomene

Es stellt sich nun die Frage, ob es weitere Phänomene pankollektiver Art gibt, die sich vielleicht sogar als Kontaktverbünde präsentieren. Zur Erinnerung: Pankollektiv heißen Phänomene, die als zweite Gemeinsamkeit in Kollektiven anzutreffen sind, die sich durch ihre erste Gemeinsamkeit klar voneinander abgrenzen. Im Tennisclub, so lautete unser Beispiel, wird mehrheitlich der Tennissport gepflegt (Gemeinsamkeit 1) und genauso mehrheitlich deutsch gesprochen (Gemeinsamkeit 2). Damit diese zweite Gemeinsamkeit nicht als Konkurrenz zur ersten auftritt, muss sie einer anderen Kollektivkomponente zugeordnet sein, nämlich der des Kontaktes. Auf der Suche nach Phänomenen, welche diese beiden Bedingungen erfüllen, stößt man auf Umgangsformen, Moden und Trends. Alle drei taugen zur Bildung einer Gemeinsamkeit 2 und dienen dem Kontakt, allerdings einem nonverbalen. Im Club spielen alle Mitglieder Tennis, alle sprechen Deutsch, und darüber hinaus zeigen die meisten übliche Umgangsformen und kleiden sich der oder besser den Moden entsprechend. Eine Mehrheit begrüßt sich mit Handschlag und gibt nicht dem Trainer, wohl aber dem Gastronomen, Trinkgeld. Man benutzt ein Handy-Fabrikat, das im Trend liegt. Genau wie bei der Sprache würde man dieses Gleichverhalten in unzähligen Kollektiven entdecken. Die genannten Phänomene erfüllen also die Bedingungen der Pankollektivität.

Umgangsformen sind in erster Linie Mittel des Umgangs miteinander, also Mittel der Kommunikation bzw. Interaktion. Moden und Trends hingegen sind erst einmal Mittel der Selbstdarstellung. Als solche senden sie aber auch Botschaften und beanspruchen mithin, Kommunikationsmittel zu sein. Wenn ich mit einem Poloshirt der Firma Lacoste den Tennisplatz betrete, übermittle ich die Botschaft, zu einer bestimmten Elite gehören zu wollen. Sozusagen als Entrée in die Kommunikation überreicht meine Kleidung eine Art Visitenkarte, die meine Wunsch-Identität definiert. Bei Umgangsformen ist die Reihenfolge der Funktionen anders herum. Erst einmal sind sie Mittel der Kommunikation, doch, indem sie etwas von ihrem Sender preisgeben, dienen

sie ebenfalls der Selbstdarstellung. Wenn ich zur Begrüßung meines Tennispartners aufstehe, ihm die Hand drücke, ihn anlächle und mich artig nach seinem Befinden erkundige, befolge ich nicht nur die Regeln perfekten Benehmens, sondern vermittele gleichzeitig auch den Identitätsanspruch, zur guten Gesellschaft zu gehören.

Die Phänomene Umgangsformen, Moden und Trends verbinden also die Funktionen Selbstdarstellung und Kommunikation. Für beide verwenden sie Symbole analoger und digitaler Art. Genau wie bei der Sprache sind die für beide Funktionen gebrauchten Bedeutungen verabredet. Auch Symbole sind Zeichen, wenn auch oft analoge, deren Bedeutung aber meist über die Analogie hinaus durch Absprache in einem Kollektiv gesichert ist. Dass das Poloshirt mit dem Krokodil-Logo als edel gilt, braucht ebenso eine Verabredung wie der Trend, ein bestimmtes Handy zu bevorzugen. Auch die Bedeutung einer formvollendeten Begrüßung steht nur aufgrund von Verabredung fest. Beide Funktionen, die der Selbstdarstellung genauso wie die der Kommunikation, brauchen also kollektiv feststehende Bedeutungen. Wie aber kommen sie in die Welt, und wo werden sie ausgehandelt? Bevor wir uns aber der Frage nach der Beschaffenheit von Verabredungskollektiven zuwenden, muss auf eine Besonderheit hingewiesen werden.

Das erste Tennisclubmitglied findet mein Lacoste Shirt edel, das zweite hingegen spießig. Das dritte Mitglied findet meine Art der Begrüßung perfekt, das vierte übertrieben. Je nach Kollektivzugehörigkeit der Beurteilenden fällt die Bewertung der Bedeutung anders aus. D.h. genau genommen findet eine zweifache Verabredung statt, denn der Bedeutungsverabredung steht eine alternative Wertigkeitsverabredung gegenüber. Die erste legt fest, dass mein Poloshirt ein edles und teures Markenprodukt ist; die zweite konfrontiert diese Tatsache mit der alternativen Bewertung geschmackvoll oder protzig. Man muss also auf zwei Kollektivarten zurückgreifen, auf ein *Bedeutungskollektiv* und ein *Bewertungskollektiv*. Das erstere muss größer und weniger scharf konturiert ausfallen als das zweite. Für die Bedeutung können wir die Oberschicht bemühen, und für die Bewertung ließe sich sagen, die positive stammt von einem konservativen Kollektiv, die negative von Progressiven.

Wir stehen damit vor zwei Fragen: Wie sehen die Kollektivarten aus, und worin unterscheiden sich Bedeutungskollektive von Bewertungskollektiven? Die Erörterung dieser Fragen soll anhand eines Beispiels erfolgen, nämlich des ehemaligen Trendgegenstandes Rucksack. Seit den Anfängen der Zivilisation mag es ihn gegeben haben als unscheinbaren, aber praktischen Gegenstand ohne jede symbolische Ausstrahlung. Im 20. Jahrhundert, um die Chronik abzukürzen, führte er im praktischen Bereich eine Nischenexistenz unter starkem Bezug zu den Kollektiven der Förster, Jäger, Bergsteiger und Wanderer. Das änderte sich ab den frühen 1990er-Jahren. Die Akten- und Schultaschen sowie später auch der kleine Koffer wurden durch den Rucksack ersetzt, der jetzt in modernen Materialien sowie modischen Farben und Formen auf den Markt kam. Dem vorausgegangen, um mit Veblen zu sprechen, war eine Wandlung vom *habit of life* zum *habit of culture*. D.h. der Rucksack, in welchem der Jäger ein halbes Wildschwein beförderte, wurde vom praktischen Tragegerät zum Symbol, das, sobald seine positiv bewertete Bedeutung verabredet war, auch zur Selbstinszenierung taugte.

Das erste Verabredungskollektiv sowohl für die Bedeutung wie auch die Bewertung waren Jugendliche, welche die alte hinterwäldlerische Bedeutung des Rucksacks als Provokation einsetzten und ihn dadurch als etwas Besonderes aufwerteten. Rucksack zu tragen wurde *cool*. Ein ähnlicher Verlauf bestimmt die Karriere der kleinstädtischen Wollmütze, die ebenfalls mit Hilfe von Provokation zu einem modischen Artikel aufstieg. Auf der Grundlage dieser Neubewertungen als Distinktionsobjekte machten beide Artikel auf sich aufmerksam, und diese Aufmerksamkeit nutzten die einschlägigen Branchen und gestalteten beides, insbesondere aber den Rucksack, zu Konsumartikeln, denen neue Bedeutungen manipulativ zugeschrieben wurden. Im Laufe der Zeit wurde die Provokation, die sich natürlich abnutzte, durch ein neues sportliches *Outdoor-Image* überlagert. Da der Rucksack immer volkstümlich gewesen war, passte er außerdem in eine demokratiebewusste Zeit. Kurzum: Durch die kreative Konsumgüterindustrie, die ja gelernt hat, Trends zu erfinden und zu fördern, wurde aus einem randständigen Kollektivgegenstand ein Massenartikel, der als Doppelzeichen von Sportlichkeit und demokratischer Gesinnung von zuerst Jung, später

dann aber von Jung und Alt getragen wurde. Der Rucksack wiederholte den Siegeszug der Jeans. Nur die Gegenkaste, die Geschäftsleute und Manager, blieben eisern immun. Sie verweigern sich der Jeans und dem Rucksack und besteigen weiterhin die erste Klasse des ICE im zu eng geschnittenen Anzug und mit Lederkoffern im Porsche-Design. Im Gegensatz zur Jeans scheint der Siegeszug des Rucksacks an sein Ende gekommen zu sein. Seit 2015, so meine Beobachtung, bevorzugen Studenten, insbesondere Studenten des Rechts und der Wirtschaftswissenschaft voluminöse Umhängetaschen, die *messenger bags* heißen und deutlich unpraktischer sind.

Welche Beobachtungen lassen sich im Hinblick auf die zwei Arten der Verabredungskollektive machen? Voraussetzung dafür, dass ein Gegenstand zur Mode wird oder einen Trend setzt, ist seine Wandlung zum Symbol. Das geschieht auf verschiedene Weise. Entweder durch ein spektakuläres Ereignis oder durch Abfärben des Kontextes, in welchem der Gegenstand gewöhnlich auftaucht. Nachdem der Rucksack vor allem von Jägern und Wanderern benutzt wurde, nahm er eine entsprechend konservative Bedeutung an. Sie wurde von einem Individuum aufgegriffen, das durch etwas Ungewöhnliches auffallen wollte. So steckte ein kreativer Student eines Morgens seine Bücher und Schreibutensilien in Vaters alten Wanderrucksack (grobe Leinwand mit Lederbeschlägen, Farbe dunkelgrün) und erschien so im Hörsaal. Das sorgte für Aufmerksamkeit und fand Nachahmer, die ein Kollektiv bildeten. Sobald es sich formiert hatte und sichtbar wurde, standen sich zwei Verabredungen gegenüber, die traditionelle einer Mehrheit (Rucksack ist hinterwäldlerisch) und die neue einer Minderheit (Rucksack ist *cool*). Damit die Provokation funktionierte, mussten die Rucksackverächter den Rucksackbefürwortern zahlenmäßig überlegen sein. Sobald ein Gleichgewicht zwischen den beiden Parteien hergestellt war, hörte die Provokation auf und die neue als positiv bewertete Bedeutung wurde von einer beginnenden Mehrheit geteilt. Jetzt begann die Konsumgüterindustrie die *coolness* inhaltlich zu füllen und eine Bedeutungsdivergenz vorzunehmen. Der Rucksacktyp Sportler unterschied sich vom Rucksacktyp Demokrat.

Verabredungskollektive begegnen uns nicht als stark konturierte Gebilde, die durch markante Grenzen zusammengehalten werden. Beide Arten sind vielmehr pankollektiver Natur, was ihnen weitläufige Verbreitung erlaubt. Dennoch, genau wie bei der Sprachverabredung, muss irgendeine und irgendwie begrenzte, und als solche erkennbare Kollektivform angenommen werden, über die hinaus die Verabredung nicht mehr funktioniert. Ihr Umfang richtet sich unter anderem nach dem Inhalt der verabredeten Symbole. Szenen, dass einem gebrechlichen Menschen in öffentlichen Verkehrsmitteln ein Sitzplatz angeboten wird, lassen sich auf der ganzen Welt beobachten, wohingegen der Handkuss nur in den inneren Zirkeln der katholischen Kirche und der Wiener Oberschicht gepflegt wird. Relevant wird der Umfang jedoch, wenn wir Bedeutungs- von Bewertungskollektiven unterscheiden. Wie gerade dargelegt, liegt es in der Natur der Sache, dass die erste Art immer größer sein muss als die zweite. Bedeutungskollektive sind ja das gemeinsame Fundament, auf dem die alternativen Bewertungen sich aufspalten.

Wenn wir Beispiele für Verabredungskollektive zu Rate ziehen, bietet sich die bereits erwähnte »gute Gesellschaft« an. Sie besteht aus diffusen Gemeinsamkeiten wie Takt, Bildung und Geschmack, was sich ökonomisch von der Mittelklasse bis zur Oberschicht erstreckt. Sie ist also ein Bedeutungskollektiv, dessen Größe flexibel ist. Diese magere Kollektivität reicht aber aus, um auf ihm Bewertungsdifferenzierungen zu errichten. Ein weiteres Beispiel wären die *Computer Nerds*, die für Handy-Trends verantwortlich sind. Als Kollektiv sind die Nerds, obwohl weiterhin Basiskollektiv, etwas stärker konturiert als die gute Gesellschaft. Wenn allerdings Sanktionen verhängt werden, schrumpft die vage Kollektivität auf ein virulentes Segment. Nach meinem Fauxpas ist es nicht die gesamte gute Gesellschaft, die mir weitere Einladungen verweigert, sondern das geht von ihrem Ableger, nämlich meinen akademischen Freunden aus. Um über Sanktionen eine normative Wirkung zu erzeugen, braucht es mehr und konkrete Kollektivität: Wenn ich die Regeln der guten Gesellschaft, die in meinem akademischen Freundeskreis gelten, nicht wahre, werde ich erst einmal von diesem ausgeschlossen. Dennoch bleibt die Pankollektivität: Denn wohin im-

mer die Kunde von meiner Verfehlung dringt, löst sie Kopfschütteln aus.

2.4 Pankollektivität und Pluralität

Zum Abschluss dieses zweiten Kapitels wollen wir am Thema Umgangsformen kurz demonstrieren, wie Kollektivität auf unsystematische Weise eine hoch differenzierte Pluralität gestaltet. Sie erstreckt sich von der fast unendlichen Multikollektivität der Individuen bis zu den polykollektiven sowie pankollektiven Verschachtelungen und Verzahnungen. Dieses Ineinander-Verhaktsein lässt die letztendlich von der individuellen Autonomie angetriebene Dynamik zu, verhindert aber, dass sie aus dem Ruder läuft. Wir beginnen unsere Demonstration mit dem bereits diskutierten Tatbestand, dass jede einzelne Umgangsform ein eigenes Geltungsgebiet absteckt. Händeschütteln ist durch eine andere Verabredungsgemeinschaft abgedeckt als das Ritual des Zuprostens; Auf-die-Schulter-klopfen wird von einer quantitativ sowie qualitativ anderen Kollektivformation getragen als die altmodische Artigkeit, einer Dame in den Mantel zu helfen. Diesen Bezug zwischen der Umgangsform und ihrem Geltungsbereich nennen wir pankollektive Formation. Sie folgt weder geographischen noch staatspolitischen Räumen. Aus diesen wie auch aus Regionen und Städten schneidet sie vielmehr Segmente heraus.

Für das Beispiel Händeschütteln erahnen wir die Größe der Formation, mehr aber auch nicht. Ihre Grenzen können wir nur abstrakt festlegen, obwohl wir leicht durch eine einfache Befragung feststellen können, wer dazu gehört und wer nicht. Die absolute Zahl der Händeschüttler gibt es also, und die Methode ihrer Ermittlung, die Befragung, wäre auch technisch machbar, nur dass die ganze Menschheit befragt werden müsste. Sich dieser Mammutaufgabe zu stellen, wäre aber vertane Zeit, denn welcher Erkenntnisfortschritt wäre damit erbracht?

Falsch wäre jedenfalls die Annahme, dass die Händeschüttel-Formation in den sogenannten westlichen Ländern beheimatet ist. Dabei wird vergessen, dass nicht ganze Nationen in die Formation

gehören, sondern nur Segmente. Die europäischen Jugendlichen, die alternative Begrüßungsformen praktizieren, gehören nicht dazu. Der Grundfehler liegt darin, dass die Verabredungsgemeinschaften verräumlicht werden. Es handelt sich aber nicht um Räume, sondern um überräumliche oder raumlose Gruppierungen. Zur Händeschüttel-Formation gehört auch der sture deutsche Lektor im hintersten China, also im asiatischen Raum, der immer wieder versucht, seinen Studenten die Hand zu geben. Im Sprachenkapitel hatten wir diese Eliminierung der Raumvorstellung schon vorgeschlagen.

Der nächste Denkschritt ist der, dass Individuen immer eine ganze Reihe von Umgangsformen im Repertoire haben, die individuell kombiniert sind. Man könnte von einer Multikollektivität der Umgangsformen sprechen, welche die Vereinzelung der pankollektiven Formationen überwindet. Wenn das Umgangsformen-Repertoire des Individuums Müller Händeschütteln mit Nicht-aus-der-Flasche-Trinken kombiniert, sind die beiden Formationen über Müller miteinander verzahnt. Wenn das Individuum Meier andere Umgangsformen zusammenfügt (Händeschütteln und In-den-Mantel-helfen) so sind diese Formationen über Meier verzahnt.

An dieser Stelle stellt sich die Frage, ob es ein Prinzip gibt, das die Kombination der Umgangsformen steuert. Es leuchtet ein, dass sie irgendwie zu einander passen und einer gemeinsamen Intention folgen müssen. Dieses Zueinander-Passen drücken wir wieder einmal durch den Begriff *Affinität* aus. Das individuelle Repertoire an Umgangsformen lässt sich dann als *Affinitätskette* vorstellen. Eine solche Kette wäre beispielsweise die Kombination von Handschütteln, Tür-aufhalten, Vortritt-lassen, Aus-dem-Glas-trinken. Eine ganz andere Kette bestünde aus der Kombination Aus-der-Flasche-Trinken, Begrüßung durch lautes »Hallo« und sofort-das-Du-anbieten. Solche *Affinitätsketten* sind ein Mittel, mit dem plurale Gegebenheiten in Kollektive verwandelt werden. Das eine Kollektiv bevorzugt Kapuzenpulli, begrüßt sich per Ghettofaust und trinkt Bier aus der Flasche. Im Nachbarkollektiv trägt man lässige Jacketts, der Handschlag ist häufig, und Flasche und Glas halten sich die Waage. Im wieder anderen Kollektiv wird noch die Krawatte umgebunden, Anzug ist Pflicht, bei der Begrüßung

des anderen Geschlechts sieht man hin und wieder den Handkuss, und das Trinken aus der Flasche ist absolut verpönt. Diese Kollektive sind jeweils anders affin. Dadurch präsentieren sie einen lockeren Ordnungszusammenhalt, ohne die Pluralität zu verletzen.

